

# In Hochform, wenn es fränkisch wird

Schreinermeister besingt viele Klischees, aber meistens gelingt der selbstironische Bruch

BURGHASLACH - Zum dritten Mal nach seinem Debüt vor zwei Jahren durfte sich ein voller Saal in der Kulturtankstelle über ein Heimspiel des Schreinermeisters und Liedermachers Johann Müller amüsieren. Die Besucher taten es ausgiebig, die vielen Lokalpatrioten ebenso wie die Fans von auswärts, fast drei Stunden lang.

Der Meister ist sich trotz der mittlerweile vielen Auftritte treu geblieben, ein augenzwinkernd authentischer ADS-Patient und fixer Gitarrenzapper, der die Mundharmonika jetzt auch gerne gegen Leersilbengedudel eintauscht, atmosphärisch irgendwo zwischen Reinhard Mey und Bob Dylan angesiedelt, zwischen „Herbstwind“ (nicht so gut) und „Dusterbluestar“ (lauter „u“, schon besser). Genannt hat er sein aktuelles Programm „Drei Schritte vorwärts“.

Es ist der schiere Optimismus, mit dem er bohlenmäßig in die Vollen greift, obwohl er in der Werkstatt vor lauter Ratschen nicht zum Arbeiten kommt. Die Widersprüche unserer Zeit hat er verinnerlicht; obgleich ihn die Exhibitions- und Prostitutionsucht der neuen Jungdeutschen anwidert, träumt er doch davon: vielleicht nicht vom gesuchten Superstar, aber doch vom Tête-à-tête mit dem aktuellen Dummling der Nation, welcher nichts als die Wahrheit sagt. Zumin-

dest aber möchte Müller Frankenkönig werden.

Zu den Widersprüchen gehört auch die verwendete Verstärkeranlage. Technischer Grund ist der Mitschnitt des Konzerts; nötig wäre sie nicht, im Gegenteil. In musikalischer Hinsicht würde man sich noch mehr betont ruhige Rhythm-and-Blues-Arrangements wünschen, öfters einen Shuffle, dafür kein Liebeslied und ein bisschen weniger den Topos vom kalten Deutschland, den wir seit Heine kennen und der schon bei Degenhardt herzhaft verwechselbar war, ideologisch wie musikalisch. „Das Land der Armen und der Reichen, die sich doch so gleichen“ - keine wirklich gelungene Neuauflage.

Müller ist ein glänzender Fabulierer, seine Vergleiche sind bisweilen hanebüchen skurril. Da er dann keiner Plattitüden und keiner Behauptungsprosa bedarf, sollte er seine Liebe zum Detail auskosten und stärker den Hang bekämpfen, in jedes Lied alle systemimmanenten Defizite zeilenweise zu packen - obgleich auch dieser Widerspruch sich zwanglos in die Ära der Seifenoperen fügt. Dass Müller nicht seine Evergreens - es gibt eine ganze Reihe - pflegt, sondern fast nur neue Lieder präsentiert, beweist seine Ehrlichkeit. Ganz so ehrlich bräuchte er gar nicht zu sein.

Wann fährt der Blueser zu Höchst-

form auf? Immer dann, wenn er nicht Standardsprache imitiert und doch wortweise in den Dialekt verfällt. Immer dann, wenn es ganz fränkisch wird. Eine köstliche Nummer ist der Schlachtschüssel-Blues aus BSE-Zeiten, eine wahre Hymne das Volkslied vom kleinen „Muckenschiss zwischen Moskau und Paris“.

Bisweilen ist Müller böse wie ein Georg Kreisler, mit dem er auch - in bester österreichischer Tradition - die Hassliebe zur Heimat gemeinsam hat, wobei es eher die „Hautevolee“ ist, die er nach Herzenslust hasst, und nicht nur die fränkische. „Fresse“ reimt sich schön länger auf „Presse“, aber der Künstler, der ein Bild auf ein Blatt Papier schießt, macht doch Freude. Auf Amerika augenblicklich zu schimpfen, ist Ehrensache; hier geschieht es recht gekonnt. Ein bisschen abgenützt erscheint hingegen die mehrmalige Metathematik vom Los des Sängers schlechthin.

Auch wenn Johann Müller scheinbar Klischees besingt, gelingt ihm doch erfreulich häufig - nicht immer - der amüsante oder peinliche, der selbstironische Bruch, die romantische Ironie, und wenn sie auch nur in einem flüsternd nachgeschobenen Accapella-Halbsatz besteht.

Herzlicher Beifall für einen erfrischenden Heimatabend der etwas anderen Art. *Wolfgang Zimmermann*